

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-341603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341603)

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Edelmuth.

Im Jahre 1809, als es unter den Tyroler Bauern zu rumoren anfing, ließ ein Landvogt alle Pfarrer seines Districts zu sich einbieten, um sie aufzufordern, daß sie, verrüde der ihnen obliegenden Pflichten, das Volk doch zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnen und vor jeder Meuterei ernstlich warnen sollten. Da nahm ein Pfarrer das Wort und sprach: „Es werde wohl unter seinen Amtsbrüdern keiner sein, der diese Pflicht nicht als die seinige ansähe und gewissenhaft ausübte; sie, die Seelsorger, könnten aber nur das Wort des Friedens und der Gerechtigkeit predigen; Nachdruck ihren Worten aber müsse die Obrigkeit durch die That geben, hauptsächlich dadurch, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde gegen Jedermann.“ Diese Bemerkung mißfiel dem Landvogt, und als er zuletzt die geistlichen Herren entließ, sagte er zu jenem Pfarrer: „Auf Sie werde ich ein besonderes Augenmerk haben.“ „Und ich auf Sie, Herr Landvogt,“ erwiederte der Pfarrer mit einem sanften, jedoch bedeutsamen Tone. Er hatte auch bald Gelegenheit, sein Versprechen zu erfüllen, denn auf dem Wege, den er nach Hause ging, begegnete ihm in einem Hohlwege mehrere Männer, die mit Flinten versehen waren, und die er alsbald als Leute aus seiner Gemeinde erkannte. Er ahnete nichts Gutes und fragte sie deshalb: „Wohin noch so spät, ihr Männer?“ — „Wir wollen den Landvogt grüßen!“ antwortete einer, indem er auf seine Flinte wies. Diese Rede und das Betragen der Uebrigen ließen das Schlimmste befürchten, „Leute,“ sagte er, „ich bitte euch, kehrt um; ihr seid auf einem schlimmen Wege begriffen: der führet nicht zum Heil.“ Die Reden wurden lauter, verworren und erboster. „Leute,“ sprach der Pfarrer wieder, „ich gebiete euch im Namen Gottes, dessen Wort ich euch verkündige, kehrt um!“ Es ward anfangs still, dann aber trat einer aus der hintern Reihe hervor und sprach: „Herr Pfarrer, Ihr Wort gilt uns in allen Dingen, aber hier, wo es den verfluchten Landvogt betrifft, können und wollen wir nicht darauf hören.“ Und bei diesen Worten wollte er ihn bei Seite schieben. Aber der Pfarrer trat ein paar Schritte zurück, riß Rock und Weste auf, und rief: „Wollt ihr mir Gewalt anthun, so thut's! Schießt mir eine Kugel durch die Brust und schreitet dann über meinen Leichnam hinweg, ich weiche nicht.“ Die Bauern stugten. „Thut's, sag' ich, und schneidet mir dann die Zunge aus und nagelt sie dann an die Kanzel, wo ich euch so oft gepredigt habe, aber vergebens; und havet mir die Hand ab, die euch so oft am Altare gesegnet und gespeiset hat, aber ver-

gebens; und reißt mir das Herz aus dem Leibe.“ — Ein beifälliges Murmeln ging durch die Reihen, und der Älteste nahm das Wort und sprach: „Leute, der Herr Pfarrer hat Recht, laßt uns umkehren.“ Das thaten sie auch und den Aergsten unter ihnen zogen sie mit sich fort. Also hatte der Pfarrer sein Versprechen gelöst, das er dem Landvogt gethan: er wollte ein besonderes Augenmerk auf ihn haben. Nachmals erfuhr der Landvogt, der indessen weit weg versetzt worden war, welche Gefahr ihm gedroht, und wem er sein Leben zu verdanken habe; und wie der Bote vernommen, so hat er seinen Ketter schriftlich gedankt, und seine Frau hat auch geschrieben und gedankt im Namen ihrer unmündigen Kindlein.

Der Spielmann und sein Wohlthäter.

Ein alter Spielmann wohnte bei einem armen Schuster zur Miete. Das Spottgeld, das er sich verdiente an den Schänktischen, wo er seine alten Weisen ableierte, mochte kaum hinreichen, um sich ein Mittagsbrod zu verschaffen. Jeden Abend aber saß er beim Schuster zu Tisch, und wenn die Zeit kam, wo die Miete zu bezahlen war, so legte er wohl vor dem Meister den Beutel auf den Tisch, aber es war kein Geld darinnen, und der Meister, aus Erbarmen, schenkte ihm dann selbst einige Schillinge, auf daß er sich seinen Rock flicken, seine Wäsche reinigen, und neue Schuhe machen lassen konnte. Diese Wohlthätigkeit des Mannes mißfiel aber der Hausfrau, und sie zankte oft deshalb mit ihm, daß er den alten Lump, wie sie den Spielmann gewöhnlich nannte, im Hause duldete und nährte. Der Mann aber blieb dabei, und that nach wie vorher, und sagte dabei das Sprüchlein auf: Gebet, so wird euch gegeben werden. Das ist denn auch wahr geworden, in mehr als Einem Sinne: denn erstlich leistete ihm der alte Spielmann täglich Gesellschaft am Abend, und erzählte ihm die Neuigkeiten des Ortes, oder spielte ihm auch offtmal, umsonst, ein lustiges Stücklein auf, oder sang ein schönes Liedlein, so daß der Mann gerne zu Hause blieb und manchen Pfennig ersparte, den er sonst im Wirthshause verbraucht hätte. Und zweitens brachte ihm der Spielmann manchen Kunden zu von seines Gleichen, die aber Geld hatten und bezahlen konnten. Und die Nachbarkleute selbst, die von des Schusters wohlthätigem Sinne gehört hatten, gaben ihm gern Arbeit, in der Hoffnung, der gutherzige Mann werde um so mehr auch ein ehrlicher Mann sein, worin sie sich denn auch nicht betrogen fanden. Und drittens — aber da muß der

Bote sich selbst unterbrechen, um dem Leser alles deutlich zu machen. Der Spielmann war eigentlich ein Dufmäuser; denn er hatte, wie Judas einen geheimen Säckel, und ersparte sich viel Geld. Er dachte aber klüglicher Weise so: So lange der Meister lebt von seiner Arbeit, so lange lebe ich auch von seinen Wohlthaten. Stirbt er früher als ich, so habe ich einen ersparten Groschen, von dem ich mich ernähren kann, und er mag dafür Gottes Lohn erhalten. Sterb' ich aber früher, nun dann. — Es ist aber das Letztere eingetroffen, und was sich der Spielmann vorgenommen hatte, das hat er auch gethan. Er setzte den Meister Schuster zu seinem Erben ein, und nach seinem Tode fand man in dem geheimen Säckel nicht weniger, als zweitausend und einige Thaler. Das war drittens. — Der günstige Leser wird daher erstens dem Spielmann abbitten, wenn er ihn für einen Judas gehalten; zweitens wird er dem Meister Schuster Recht geben und sein Sprüchlein in Ehren halten; und drittens wird er das Gleiche thun, denn umsonst hat ihm der Bote die Geschichte nicht erzählt. — Es hat sich aber diese Geschichte ereignet in der großen Stadt London, wo es 50,000 Arme giebt, die in der Frühe aufstehen, ohne zu wissen, ob und wo sie Mittags essen und die folgende Nacht schlafen werden; und der Spielmann ist gestorben im Jahr 1836, wie die Zeitungen gemeldet haben.

Wie ein Todter seinen Mörder anklagt.

(Mit einer Abbildung.)

Am letzten Adventsonntage bestieg ein Pfarrer bei Aberdeen in Schottland ganz ruhig und wohlgemuth die Kanzel, öffnete das Gebetbuch, um die vorgeschriebenen Gebete abzulesen, und bemerkte an der Stelle, wo das Gebet für den heutigen Sonntag stand, ein zusammen gebogenes Billet, das er für eine der gewöhnlichen Bekanntschaften hielt, die ihm der Küster auf solche Weise einzulegen pflegte. Nach abgelesenem Gebet öffnete er das Billet, und fing, in Gedanken mehr mit der Predigt beschäftigt, an, es mit lauter Stimme vorzulesen. Auf einmal hielt er inne, wurde bleich wie der Tod, stand wie gelähmt, und nach einer langen Pause sprach er kaum hörbar das Vater unser und verließ die Kanzel. Die Gemeinde war ganz erschrocken, man rieth hin und her, was dem Pfarrer begegnet sei, und einige der Neugierigsten und Theilnehmendsten gingen zu dem Geistlichen und fragten ihn nach der Ursache des Schreckens; aber er dankte ihnen ausweichend und kehrte in seine Wohnung zurück.

Zu vergetenken war dem Pfarrer der Schrecken nicht, denn auf dem Billet stand, als er es jetzt wieder aus dem Gebetbuche herausnahm, mit großen Buchstaben:

„Gestern, Samstags, Abends 10 Uhr, auf der Rückreise von Aberdeen, bin ich in geringer Entfernung vom Dorfe von Ihrem Todtengraber und Kirchendiener angefallen und ermordet worden. Mein Körper ist in dem Flusse begraben. Bitten Sie Gott für den unglücklichen Jeremias Bruns.“

Dieser Bruns war ein reisender Handelsmann von Aberdeen, den der Pfarrer sehr genau kannte, und der gewöhnlich bei dem Todtengraber, welcher zugleich Gastwirth im Dorfe war, einkehrte. Die Sache schien dem Geistlichen so wunderbar und wichtig, daß ihm aller Appetit verging. Er ließ das Essen auf dem gedeckten Tische stehen, legte das Gebetbuch an seinen Ort, und lief hinaus in den Garten, um zu überlegen, was zu thun sei. Nach Tische ging er mit dem Gebetbuche zu dem Richter, erzählte ihm die wunderbare Sache und reichte ihm das zusammengelegte Billet hin, um sich selbst zu überzeugen. Der Richter öffnete es und sagte ganz erstaunt zu dem Pfarrer: „Ei wie kommen Sie auf solche Gedanken, hier steht ja kein Buchstabe auf dem ganzen Blatte.“ Der Geistliche war jetzt mehr noch als am Morgen wie vom Donner gerührt, wendete das Blatt um und um, rieb sich die Augen, aber das Blatt war und blieb weiß. Und doch war es dasselbe Billet, denn er erinnerte sich genau, auf der Kanzel im ersten Schreck einen ängstlichen Strich mit dem Nagel des Daumens darüber gemacht zu haben, der sich auch deutlich noch auf dem weißen Papier befand. „Es wird sich ausweisen,“ meinte der Richter am Ende kopfschüttelnd, „ob der Jeremias zu Hause ist oder nicht; so lange wollen wir aber die Sache für uns behalten.“

Am folgenden Tage kam die Nachricht, der alte Jeremias sei noch immer nicht in Aberdeen angekommen und seine Familie sei deshalb in großer Angst. Man stellte alle möglichen Nachforschungen an, aber er war nirgends aufzufinden, und man hatte ihn seit Sonntag Abend nirgends gesehen, obgleich ihn jedes Kind im ganzen Lande kannte. Nun wurde auch der Richter immer stutziger, und dann ließ er, obwohl er keinen Beweis hatte, doch zuerst den Todtengraber und dann den Kirchendiener rufen. Beide fragten trotzig: Sollen wir des alten Jeremias Hüter sein? — leugneten standhaft und forderten endlich, man solle Kläger und Zeugen eines so schweren Verbrechens ihnen gegenüber stellen. In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und der alte Bruns wurde todt von zwei Fischern, die den Leichnam im Flusse aufgefunden hatten, heringebracht, und vor den beiden Männern niedergelegt. (Siehe gegenüberstehende Abbildung.) Der Todte trug die offensbaren Zeichen der Ermordung am Schädel. Der Richter drang nun immer ernstlicher in die beiden Angeklagten, und der Todtengraber forderte immer frecher Beweis oder Ehre



erklärung. Da bemerkte der Richter, daß der starre Blick des Kirchdieners unverwandt auf die linke festgeballte Hand des Todten gerichtet war, und daß er wie bewußtlos seinen Rock gewaltsam aufriß. Die verschlossene Hand des Leichnams wurde geöffnet, und ein großer schwarzer Knopf, nebst einem Stückchen Tuch fiel heraus. Tuch und Knopf paßten vollkommen in den zerissenen Rock des Kirchdieners, und der Schuldige gestand, so überführt, sein und seines Gehülfs Verbrechen. Die beiden Mörder erwarteten und wünschten den Tod.

Ensfetzt stand nun der Pfarrer vor dem geheimnißvollen Ankläger in seinem Gebetbuche, und wußte nicht, was er denken sollte. Dem Pfarrer und dem Richter ging die wunderbare Anklage und das noch wunderbarere Verschwinden der Schrift auf dem Zettel fast noch mehr im Kopfe herum, als der Mord. Wie konnte der Todte schreiben? Wie kam das Papier in das Gebetbuch? Wie verschwand auf einmal das Geschriebene? Dem Pfarrer war es, als ständen die langen Buchstaben noch deutlich vor ihm, und als habe er dieselben schon irgendwo gesehen, doch besann er sich vergeblich. In der Neujahrnacht sah er, auf den andern Morgen studierend, spät noch auf seiner Stube, da schlich sein Knecht herein, und bekannte, er könne die Last unmöglich in das neue Jahr hinüber nehmen, er habe den Zettel geschrieben. An jenem Sonnabend vor

Advent habe er in dem Gehölze vor dem Dorfe auf seine Braut aus der nahen Meierrei gewartet und sich wegen des Mondscheins in's Gebusch versteckt. So habe er den Mord mit angesehen, und habe die beiden Mörder, als sie den Leichnam in den Fluß geworfen, deutlich erkannt. In der größesten Angst sei er nach Haus gelaufen, und habe nicht gewußt, was er thun solle. Sein Gewissen habe ihm geboten, Anzeige zu machen, aber die Furcht, daß er gar keinen Beweis habe, und daß er vielleicht selbst bestraft werden könne, weil er dem alten Manne nicht zu Hülfe gekommen sei, habe ihn wieder abgehalten. Darum habe er das Auskunfts-mittel ergriffen, jenes Billet zu schreiben, und es dahin zu legen, wo es, wie er wohl gewußt habe, der Herr Pfarrer gleich finden müsse. Als aber dieser so erschrocken nach Hause gekommen sei, wäre ihm bange geworden, und er habe daher den günstigen Augenblick, wo jener in den Garten gegangen, benützt, das beschriebene Papier mit einem weißen, eben so bezeichneten, zu vertauschen.

Was einem Schlossergesellen auf der Herberge zu Wien begegnete.

Ein Schlossergesell kam auf seiner Wanderung nach Wien. Wie er so die ersten langen und breiten Straßen durchwandert, fragte er einen, der vorbei

ging, wo die Schlosserherberge sei. Dieser, ein Schalk, zeigte auf ein großes Haus hin, und sagte: Dort wo du die Schlüssel angemalt siehst auf der Tafel. Es wollte anfangs freilich dem guten Gesellen sonderlich vorkommen; denn das Haus war überaus schön und groß, wie ein Palast, und die Herbergen, die er bisher gesehen, waren klein und wüst; allein er dachte bei sich: „Wien ist eine überaus große und schöne Stadt, und also muß eine Herberge auch überaus groß und schön sein. Und die Schlüssel sind deutlich angemalt, das seh' ich, und also ist's richtig.“ Darauf ging er durch das große Thor, stieg die breite marmorne Treppe hinauf, und machte mir nichts dir nichts, ohne anzuklopfen, die nächste Thür auf, und, ohne sich lange umzusehen, warf er den schweren Wanderbündel ab, und sagte: Da bin ich. Als er aber nun aufschaute und umher sah, da vergingen ihm beinahe die Augen. Denn er befand sich in einem prächtigen großen Zimmer; da saßen an einem mit Speisen reichlich besetzten Tische stattliche Herren im größten Puge, und er merkte nun wohl, er müsse unrecht daran sein, und er nahm wieder seinen Bündel auf und wollte forgehen. Indem aber kam auf den Winkel eines freundlichen, schwarz gefleckten Herrn, der ein großes Kreuz auf der Brust trug, ein Bedienter auf ihn zu und fragte höflich, wer er sei und was er wolle. Da bekannte der Geselle: er sei ein Schlosser von Profession, und daß ihm Einer gesagt habe, es sei hier die Schlosserherberge, wie auf dem Aushängeschild zu sehen sei. Als das der Bediente dem Herrn hinterbrachte, lachte der schwarze Herr gar sehr, und die Gesellschaft mit. Der Schlosser dachte: Jetzt ist es Zeit, sonst könnte auf's Lachen das Schellen kommen und wohl gar noch was Aergeres, und er griff nach der Thür. Jener freundliche Herr ließ ihm aber bedeuten, er solle noch eine Weile warten; und er griff in die Tasche und warf einige Geldstücke auf den Teller und schob's dem Nachbar zu. Der legte auch einige Geldstücke darauf und schob's wieder dem Nachbar zu. Und also ging's die Reihe herum, und der Teller wurde fast voll. Das wurde denn zuletzt auf des Herrn Befehl dem Gesellen gegeben, und er strich es ein, so viel es auch war, und sagte laut, so daß es Alle hören konnten: Vergelt's Euch Gott, liebe Herren, und nichts für ungut! Und so verließ er das Haus. Als er unten auf der Straße war,



sah er nochmal das Schild an, und es waren doch wahrhaftig Schlüssel angemalt, und er konnte es nicht b'greifen. Da fragte er Einen, der vorüberging, wer denn da in dem Hause wohne. Der sagte: Seine Eminenz, der päpstliche Nuntius (Gesandte), und auf dem Schilde ist das päpstliche Wappen.

Jakob Törnclund.

Es meint wohl Mancher, Wunder wie ehrlich er ist, wenn er nur nicht stiehlt. Anders dachte der Kaufmann Jakob Törnclund in Kopenhagen. Dieser hatte daselbst eine Handlung und machte gute Geschäfte; wie aber kein Kaufmann recht weiß, was er morgen haben wird, so sah er es ihm fehl. Er hatte Unglück, verlor sein Vermögen und überließ seine ganze Habe seinen Gläubigern. Für sich behielt er nichts, als einen Bogen Papier; mit diesem ging er betäubt zu Schiff, denn er mußte Frau und Kinder verlassen, und Mancher hielt ihn für einen Spitzbuben. Der geneigte Leser denkt nun wohl schon, daß das Papier kein Wechsel war; wenn er aber wissen will, was denn darauf stand, muß er 27 Jahre später wieder nachfragen. Da nämlich kam unvermuthet unser Jakob Törnclund wieder nach Kopenhagen, brachte eine dicke Brieftasche und viele Koffer mit, und das Erste, was er herausthut, ist das alte Papier, das ausfiehl, als ob gar manche Thräne darauf gefallen wäre. Auf dem Papiere standen nun Alle, denen er vor 27 Jahren schuldig geblieben war; Alle wurden aufgesucht und bezahlt, und zwei Knaben, welche ihr Vater arm hinterlassen hatte, wunderten sich nicht wenig, wie sie auf einmal so viel erhielten, daß sie davon studiren konnten.

Unverhofft kommt oft, oder Der Husar in Reiffe.

Als im Anfange der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und in Frankreich einzogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blüthen wenden könnte, und daß der Franzose noch im Jahre 1806 nach Preußen kommen, und den ungebetenen Besuch weitmachen werde. Denn nicht Jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein braver preussischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all' sein Gut und Geld ab, so viel da war, und zuletzt auch noch das schöne Bett mit ganz neuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau auf eine schreckliche Weise. Als er weg wollte, bat ihn

ein Knabe von acht Jahren knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wiedergeben; aber unbarmherzig stieß ihn der Husar von sich. Da lief die Tochter ihm nach, hielt ihn am Rock fest und flehte um Barmherzigkeit. Er aber nahm das Kind, warf es in den Brunnen, der im Hofe war und rettete seinen Raub. Nach Jahr und Tag bekam er seinen Abschied, setzte sich in der Stadt Reiffe in Schlessien fest, und dachte nicht mehr daran, was er einmal verübt hatte, und meinte wohl, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschah im Jahre 1806? Die Franzosen rücken in Reiffe ein, und ein junger Sergeant wird Abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant aber ist auch brav, führt sich ordentlich auf und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant jedoch nicht zum Frühstück herunter. Die Frau dachte: er wird noch schlafen, und stellte ihm den Kaffee in den Ofen, damit er warm bleiben möchte. Als er aber noch nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stübchen hinauf, machte leise die Thüre auf und wollte sehen, ob ihm etwas fehle.

Da sah der junge Mann wach im Bette, hatte die Hände in einander gelegt und seufzte, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, und sah nicht mal, daß Jemand in der Stube war. Die Frau ging leise auf ihn zu, und fragte ihn: Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid Ihr so traurig? Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an, und sagte, die Ueberzüge des Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, hätten vor 18 Jahren seinen Eltern in Frankreich angehört, die in der Plünderung alles verloren hätten und zu ganz armen Leuten geworden seien. Jetzt denke er an das Alles und sein Herz sei voller Kummer. Er war der Sohn des geplünderten Mannes, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husar gekauft habe, der noch hier in Reiffe lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, ließ sich in das Haus des Husaren führen, und erkannte ihn sogleich wieder.

Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Manne in Frankreich Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und Ihr habt kein Erbarmen gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung ansah, und denkt Ihr noch an meine Schwester? Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, im Kriege sei bekanntlich nicht alles, wie es solle, und was der Eine liegen lasse, nehme doch ein Anderer. Als er

aber merkte, daß der Sergeant über nämliche seiner Eltern er geplündert und mißhandelt hatte und als er ihn an seine Schwester erinnerte, da versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Kniee nieder, und konnte nichts hervorbringen, als: Pardon, Pardon! dachte aber in seinem Herzen: es wird wohl nicht viel helfen.

Vielleicht, lieber Leser, denkst du: Jetzt wird der Franzose den Husaren züchtigen, und freuest dich schon darauf, allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen; denn wenn das Herz bewegt ist und vor Schmerz brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich und er denkt: „Wir sind in Gottes Hand,“ und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte: „Daß Du mich gemißhandelt hast, das verzeihe ich Dir, daß Du meine Eltern gemißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß Du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und sie ist nicht wieder aufgekommen, das möge Dir Gott verzeihen.“ — Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringsste zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden hätte, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit keine ruhige Stunde mehr und soll nach einem Vierteljahre gestorben sein.

Der kluge Sultan.

Zu dem Großsultan (Kaiser) der Türken trat, als er eben in die Kirche gehen wollte, ein armer Mann von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart und durchlöcher-tem Rocke und sagte: Großmächtiger Sultan, glaubst Du auch, was der heilige Prophet sagt? Der Sultan, der ein gütiger Herr war, sagte: Ja, ich glaube, was der Prophet sagt. Der arme Mann fuhr fort: Nun, der Prophet sagt, alle Muselmänner (d. h. Muhamedaner) sind Brüder. Herr Bruder, sei so gut und theile mit mir das Erbe! Da lächelte der Kaiser und dachte: das ist eine neue Art, ein Almosen zu betteln und gab ihm einen Thaler. Der Türke beschauet das Geldstück lange auf der einen und dann auf der andern Seite. Am Ende schüttelte er den Kopf und sagte: Herr Bruder, wie komme ich zu solch einem



schäßigen Thaler, da Du doch mehr Silber und Gold hast, als 100 Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zusammen wachsen. Heißt das getheilt mit einem Bruder? — Der gütige Sultan aber erhob warnend den Finger in die Höhe und sagte: Herr Bruder, sei zufrieden, und sage ja Niemand, wie viel ich Dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere andern Brüder alle auch kommen und verlangen Erbtheil von mir, so wird's nicht ausreichen und Du mußt noch wieder herausgeben. — Das begriff der Herr Bruder, ging in den Bäckerladen und kaufte ein großes Brod für seine Kinder, der Kaiser aber begab sich in die Kirche und verrichtete sein Gebet.

Die zwei Bilder.

Auf den hohen Schulen kommen viele junge Leute aus mancherlei Ländern zusammen, um da zu lernen, oder, wie sie es nennen, zu studiren. Sie lernen aber nicht den lieben langen Tag ohne Absetzen fort, sondern sie reiten auch und fahren, fechten und tanzen, wie es Jedem zu Sinn ist oder sein Geldbeutel es erlaubt.

Auf der hohen Schule zu Göttingen studirte vor Kurzem ein junger Engländer, sehr reicher Leute Kind, der seine Lust am Reiten hatte. Er ritt einmal nach Nordheim, einer kleinen Stadt, 4 Stunden von Göttingen. Als er ankam, sah er viele Menschen die Rathhaustreppe hinansteigen. Was giebt's denn da oben? dachte er. Er gab sein Pferd ab, und stieg auch mit hinauf. In der großen Rathsstube war eine Auction, oder, wenn das deutsche Wort besser klingt, eine Vergantung. Eben hatte der Rathsbdiener den Hammer aufgehoben und schrie: „Dreihundertfünfundneunzig Thaler zum ersten, 395 zum andern, 395 zum dritten und — „Bierhundert!“ rief der Student. „400 zum ersten, zum andern und —“ (kein Mensch bot mehr) — „und letzten!“ hieß es, und der schwere Hammer schlug nieder. „Mein Gott, was hab' ich denn erstanden!“ fragte der erschrockene Student; „ich weiß ja gar nicht, wovon die Rede war.“ — „Ein Haus! ein Haus!“ schriean Alle mit unmäßigen Gelächter. „Nun gut,“ antwortete er, „das Haus verlaufe ich wieder, wenn auch mit einigem Schaden; hab' ich doch dafür mir und Euch einen Spaß gemacht. Aber nun führt mich auch hin, daß ich sehe, welches Haus jetzt mein ist und was ich nun für mein Geld erhalte.“

Der Rathsbdiener schritt ihm voran, und viele Leute folgten nach. „Hier,“ sagte Jener, als er in einer engen Gasse still stand, „dies ist Ihr Eigenthum! Es thut mir leid, daß es nicht größer und schöner ist.“ „Nun,“ sagte der Engländer, „für

400 Thaler kauft man auch keinen Palast.“ Er tritt ein, und fand in der armseligen Stube eine alte Frau sitzen, die bitterlich weinte, und die Hände über einem Gebetbuche faltete. „Was fehlt Dir, gute Mutter?“ fragte er. „Warum weinst Du und thust so kläglich?“ — „Ach Gott erbarme sich“, schluchzte sie, „jetzt verkaufen sie oben im Rathhause mein Häuslein, weil ich meine Schulden nicht bezahlen kann. Ich soll heraus, du lieber Gott! und weiß nicht wohin; ich arme, alte, franke Frau. Wer wird mich aufnehmen, wenn es Gott nicht thut? Ja, komm', o Tod, und führe mich nur fort! Wenn sie mich im Sarg hinausgetragen haben, dann können sie die Hütte auch hinnehmen, die harten Menschen.“ — „Sei ruhig, liebe Mutter,“ sprach der edle Engländer, „Dein Haus soll Dir Niemand nehmen. Ich habe es gekauft, und schenke Dir es wieder. Von meinem Kaufgelde werden Deine Schulden bezahlt werden. Ich will mir in Deinem Hause ein kleines Stübchen zurecht machen lassen, und so oft ich nach Nordheim komme, wohne ich bei Dir.“

Wenn ich diese Geschichte erzähle, so fällt mir immer eine zweite ähnliche ein, die ich in mein Gedächtniß, wie zwei Bilder in meiner Stube, gegen einander über aufgehängt habe. Die folgende zweite hab ich mal in einer Zeitung gelesen.

In den letzten Kriegesjahren, wo sich noch alle Welt vor den Franzosen fürchtete, kam die Nachricht nach Stralsund, daß eine große Menge gegen die Stadt im Anmarsch sei. Sie kamen als Feinde, und die Einwohner hatten das Härteste zu erwarten. Das war natürlich eine sehr bange Erwartung, voll Angst und Wehklagen, voll Jütern und Wehen. In der Vorstadt, wo die Feinde hercintommen mußten, wohnte eine Wittve mit ihrem Sohne und ihrer Schwiegertochter. Die beiden jungen Leute ängstigten sich wie die Uebrigen; die alte Mutter aber hatte das Gebetbuch vor sich und betete laut:

„Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau'!

Diese Worte hob sie mit rechter Inbrunst aus der Tiefe ihres Herzens. „Nein, Mutter,“ sagte der Sohn, „da muthet Ihr doch dem lieben Gott zu viel zu, wenn Ihr verlangt, daß er eine Mauer um unser Haus bauen soll, und wenn er's thäte, würde dann auch dem Feinde davor grauen?“ — „Nun,“ antwortete die Alte, „so eigentlich sind die Worte wohl nicht zu verstehen. Aber zweifelst Du denn, daß, wenn Gott wollte, er wirklich eine Mauer um uns bauen könne? O lieber Sohn, bei Gott ist kein Ding unmöglich, und seine Hand ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könne.“ Der Sohn schwieg und zuckte ungläubig die Achseln.

Das Erwarten der Feinde dauerte lange. Es ward Nacht, sehr finster und stürmisch. Endlich nach Mitternacht kam das Heer. Die Trommeln rasselten, die Hörner tönten, ein fürchterliches Lo-

ben und Schreien wogte durch die StraÙe. Die Wittwe mit ihren Kindern hörte, wie die Soldaten in die Häuser ihrer Nachbarn stürmten, rechts und links, gegenüber und hinter ihr, in der Nähe und Ferne. Nur in ihr Haus, wunderbar! kam kein Mann. Der anbrechende Tag klärte endlich die Verschönung dieses Hauses auf. Es war in der Nacht ein so großer Schnee gefallen, und der Sturm hatte gerade vor dieses Haus eine solche Menge aufgehäuft, daß die Windwehe das Haus bis an's Dach verdeckte, und weder Jemand heraus, noch hinein konnte. „Sieh,“ sagte die Mutter zu ihrem Sohne:

„Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau!“

Wer etwa von diesen Geschichten sagen möchte, sie wären das Werk des blinden Zufalls, der giebt dem Zufall, ob er gleich blind ist, schärfere Augen, als wir Alle haben. So dumm waren die beiden Frauen nicht, sie beteten zu Gott, der Alles lenkt.

Der dankbare Soldat.

An einem kalten Winterabende vor Weihnachten 1840 kehrte Herr Trawik, Pfarrer und Landdechant des griechisch nicht unirten Ritus von einer Geschäftsreise zurück, bei der damals herrschenden Kälte in seinen moldauischen, mit Pelz gefütterten Priesterrock wohl eingehüllt, als er auf dem Wege hinter Roguzna, zwei Meilen von Czernowitz, etwas Dunkles im Schnee liegend bemerkte, und bei näherer Betrachtung sah, daß es ein Soldat sei. Er stand keinen Augenblick an, ihn sogleich auf seinen Schlitten zu nehmen und mit ihm, gleich dem barmherzigen Samariter im Evangelium, in die nächste Herberge zu fahren, denn er war bereits vor Kälte ganz starr und gab kein Zeichen des Lebens von sich. Er trieb daher seine Huzzulen-Pferde recht an, und gelangte nach einer halben Stunde in ein Birnshaus an der StraÙe, wo er den Unglücklichen unterbrachte und alles Mögliche zu seiner Rettung veranstaltete. Es gelang seinem unermüdeten Eifer und den beständigen Reibungen mit Schnee, nebst andern Mitteln, die man durch mehr als eine halbe Stunde anwendete, den Soldaten ins Leben zurückzubrin-

gen, und froh über den so glücklichen Erfolg belobnte der edle Geistliche noch die Leute, die ihm bei diesem Liebeswerke beigestanden, ließ dem Birnshaus ein wenig Geld zurück, um den Neubelebten mit einer kräftigen Suppe zu stärken, und entfernte sich im frohen Bewußtsein seiner That, theils um sich dem Danke zu entziehen, theils um noch diesen Abend bei seiner Familie und frankten Gemahlin zu Hause einzutreffen. Der Soldat war eine von der Czernowitzer Garnison abgeordnete Ordnungsgewalt gewesen, und kaum war er zum Bewußtsein gelangt und hatte sich durch etwas Speise und Trank erholt, so nahm er seine Brieffschaften und untersuchte sein Gewehr, um seine Reise fortzusetzen. Vergebens stellte man ihm die grimmige Kälte vor (denn es war 20 Grad), um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, er entschuldigte sich mit der Dringlichkeit seiner Depeschen, und fragte nur noch nach dem Wohnorte seines Lebensretters, worauf er sich muthig auf den Weg machte. Er schritt unverdrossen auf das Dorf los, wo der Geistliche wohnte, und konnte nicht umhin, dem edlen Mann persönlich seinen Dank abzustatten. Er war hoch erfreut, daß ihm aus der Wohnung des Priesters noch Licht entgegenstimmte; aber je näher er dem Hause kam, desto aufmerksamer wurde er auf das Geschrei von Männerstimmen, die ihm aus der Pfarrwohnung entgegenkamen. Er ging an die Thüre, sie war zu, und ohne anzuklopfen, ging er ans Fenster, um zu sehen, was es da eigentlich gebe. Wie groß war sein Erstaunen, als er vier Männer um den Geistlichen sah, die ihm schon Hände und FüÙe gebunden hatten, und eben im Begriff waren, ihm glühende Kohlen auf die Brust zu legen, um das Geständniß von seinem Gelde zu erpressen. Er hörte am Fenster jedes ihrer



Worte, und konnte daher nicht zweifeln, daß es Räuber waren; er setzte also mutbig sein wohlge-
ladenes Gewehr an, zielte, ein Schuß und — einer
der vier Männer fiel zu Boden. Nun kletterte er sein
Bajonnet an, eilte, von hochherzigem Eifer befeelt,
zur Hintertüre, fand sie offen, drang hinein, und
jagte dem Ersten, der ihm entgegenrannte, das
Bajonnet in den Leib, (s. vorstehende Abbildung) be-
gann mit dem Zweiten einen Kampf, den er eben-
falls tödtlich verwundete, während der letzte Räu-
ber die Flucht ergriff. So war er allein, aber für
eine gute Sache stehend, gegen vier wehbewaffnete
Räuber Sieger geblieben, und hatte das Verzü-
gen, seinem Lebensretter seinen thätigen Dank zu
bezeugen, der von Banden befreit, nun den Retter
seiner ganzen Familie umarmte und, gerührt durch
diese wunderbare Fügung des Himmels, seine Hände
erhob und mit lauter Stimme Gott seinen innigsten
Dank zollte, dessen Finger bei diesem Ereigniß so
sichtbar gewaltet hatte.

Pressfreiheit und Censur.



„Siehst Du,“ sagte ein Eisensteker zu dem an-
dern, „nun haben wir Pressfreiheit erungen“ —
„Ja, schöne errungen,“ erwiderte dieser, „die
Pressfreiheit haben sie uns gegeben und die Censur
genommen; wir müssen Pressfreiheit und Censur
haben, eher ist nichts gebessert.“

Allerlei Fremdesarten.

Freunde giebt es genug; aber Viele gleichen
dem Aale, welcher meistens dann Reifhaus nimmt,
wenn man ihn am besten zu halten meint.

Freunde giebt es genug; aber Viele gleichen der
Sonnenuhr, die nur so lange Dienste leistet, als
die Sonne am Himmel steht.

Freunde giebt es genug; aber Viele gleichen den
Schwalben, die im Winter fortziehen.

Freunde giebt es genug; aber Viele gleichen den
Blutigeln, die nur so lange hängen bleiben, bis
sie sich vollgesogen haben.

Freunde giebt es genug; aber Viele gleichen den
Mäusen, die nur so lange in den Häusern bleiben,
so lange sie Unterhalt finden.

Ein gutes Rezept.

Der Kaiser Franz in Wien war ein weiser und
wohlthätiger Fürst, wie Jedermann weiß, aber
nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doctor
gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine
arme franke Frau sagte zu ihrem Söhnlein: Kind
hole mir einen Doctor, sonst kann ich's nicht lange
mehr aushalten vor Schmerzen. Das Kind lief zum
ersten Doctor und zum zweiten; aber keiner wollte
kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem
Kranken einen Gulden, und der arme Knabe hatte
nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute
Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der
Erde. Als er nun zu dem dritten Doctor auf dem
Bege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen
Kutsche bei ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl
für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte,
daß es der Kaiser sei, und dachte: Ich will es ver-
suchen. „Lieber Herr,“ sagte er, „wolltet ihr mir
nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!“
Der Kaiser lachte: Der mach's kurz und denkt,
wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so
brauche ich nicht sechzigmal um einen Kreuzer zu
betteln. „Thut es ein halber oder ein viertel Gul-
den nicht auch?“ fragte der Kaiser. Das Kind
sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu es das
Geld gebrauche. Also gab ihm der Kaiser den Gul-
den, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie
seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während
das Kind zu einem dritten Doctor läuft, und die
franke Frau dabei betet, der liebe Gott wolle sie
doch nicht verlassen, fährt der Kaiser nach ihrer
Behnung und verhält sich in seinem Mantel, also,
daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn
nicht gerade darauf ansah. Als er aber zu der
franken Frau in die Stube trat, und es sah recht
leer und betrübt darin aus, meinte sie, es sei der
Doctor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie
sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könnte.
Darauf sagte der Kaiser: „Ich will euch jetzt ein
Rezept verschreiben,“ und sie zeigte ihm, wo des
Kindes Schreibzeug wäre. Also schrieb er das Re-
zept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie
es schicken müsse, wenn das Kind zu Hause käme,
und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine
Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die
Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte,
er sei auch der Doctor, und entschuldigte sich, es
sei schon einer da gewesen und habe ihr etwas ver-
ordnet, und sie habe nur auf ihren Sohn gewartet.
Als nun der Doctor das Rezept in die Hand nahm
und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was
für einen Trank oder Willen er verordnet habe, er-
staunte auch er nicht wenig, und sagte: „Frau, ihr
seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn
er hat euch dreißig Dufaten verordnet, beim Zahl-

amte zu erheben, und darunter steht: Kaiser Franz. Ein solches Magenspaster und Herzsalbe hätte ich euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gen Himmel, und konnte nicht sagen vor Freude und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahl- amte ausbezahlt. Der Doctor aber verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Bei- nen. Also hat der Doctor die franke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Die Auction.



Ein Ungar, der in der Auction bei Verneigerung einer goldenen Dose sich immer selbst überbot, wurde von einem Anwesenden um die nähere Ursache befragt. — „Ja, schau's,“ erwiderte er, „das ist ä' fortios Sache: ich hab halt von einem Freund auch Auftrag auf die Dose, und nun bin ich begierig, wer von uns beiden sie bekommt.“

Recept zum Reichwerden.

- Durch Arbeit, Müß' und Schwitzen,
 - Nicht müßig faules Sitzen;
 - Durch Sparen und recht Hausen,
 - Nicht Prassen, Saufen, Schmausen;
 - Durch müßsam Strapazieren,
 - Nicht müßiges Spazieren;
 - Durch Fasten, Beten, Waschen,
 - Nicht Schlafen, Fluchen, Lachen;
 - Durch Hoffen, Dulden, Warten,
 - Nicht Würfelspiel und Karten;
 - Durch Hobel, Art und Hammer,
 - Nicht Seufzer, Klage, Jammer;
 - Durch Haide, Senf' und Flug;
 - Nicht aber Schnapps im Krug;
 - Durch Pflügen, Graben, Schanzten,
 - Nicht Jagen, Jubeln, Tanzen;
 - Durch einfach stilles Wesen,
 - Nicht Kartenpiel und Schalfen;
 - Durch Schaffen um die Beute,
 - Nicht Lotterie-Pllette;
 - Durch Klugheit, Fleiß und Muth —
- Kommt man zu Geld und Gut.

Adolf Hornberg.

Adolf Hornberg war ein Handwerkermann in einem Städtchen Süd-Deutschlands, ein frommer Mann, der Gott und die Menschen liebte, Jedem gerne Gutes that, seinen Beruf treu erfüllte, seiner Obrigkeit gehorsam war, fleißig zur Kirche ging, still, süßsam und ehrbar lebte. Bei stillem Fleiße und einem genügsamen, Gott ergebenen Sinne war er zufrieden mit seinem Auskommen, und glücklich in seiner beschränkten häuslichen Lage. Seine Frau war, wie er, fromm und fleißig. Sonntags Nachmittags saß sie bei ihrer Bibel und holte sich Trost und Ermunterung für die neue Woche, oder ging mit ihrem Manne hinaus ins Feld oder in den Wald spazieren und ergözte sich mit ihm in der schönen Natur, worin sie die herrlichen Spuren der göttlichen Güte und Allmacht fanden.

Einmal an einem Sonntag Nachmittag ging Adolf allein in den Wald, er vertiefte sich in frommen Gedanken, und kam nach und nach ins Dunkel der Gebüsch. Bei einer klaren Quelle setzte er sich nieder. Ein Geräusch machte ihn aufmerksam. Er sah gegenüber von sich, nahe an einem Felsen, einen Jagdhund, der sich wahrscheinlich verlaufen hatte, in der Erde scharren. Er ging näher. Der Hund lief fort. In der Grube, die der Hund gescharrt hatte, sah Adolf etwas glänzen, was seine Aufmerksamkeit spannte; er fing an zu scharren, und entdeckte nach und nach eine große silberne Kanne. Sein Herz klopfte vor Freude. Er brachte die Kanne los und zog sie heraus; aber sie war sehr schwer. Er machte den Deckel auf, und fand sie gefüllt mit Goldmünzen. Adolf fiel nieder auf seine Knie und dankte Gott mit Thränen, daß er ihr so glücklich gemacht hätte. „Aber, wie die Kanne nach Hause bringen, daß dich Niemand sieht?“ so dachte er. Es fiel ihm ein, die Kanne in einem hohlen Baume zu verstecken, und sie, wenn es Nacht sein würde, zu holen. Eilenden Schrittes ging er nun heim; aber plötzlich stand er still. Eine Frage entwidelt: sich in seiner redlichen Seele: „Gehört denn dies Geld auch mir? Wer es hieher vergraben hat, hat der keine Kinder, keine Erben? Aber,“ sagte er sich tröstend, „wo soll man diese finden?“ „Das geht dich nichts an!“ — erwiderte sein Gewissen — „dafür wird die Obrigkeit sorgen; genug, das Geld gehört nicht dir!“ Langsamer wurden seine Schritte; denn ach! wie gerne hätte er das Geld behalten! Aber er ermunthigte sich mit dem Gedanken, daß er ja thun müsse, was Pflicht und Schuldigkeit fordern.

In dieser Fassung erzählte er seinem Weibe den Fund. Diese jubelte vor Freude. Als er ihr aber seine Bedenklichkeiten vortrug, da wurde sie stille und betrübt; doch gestand sie ein, daß er Recht

hätte. Jedoch der Gedanke kehrte immer wieder: Wenn doch das Geld uns gehörte! Sie sannnen hin und her, ob nicht ein Schein des Rechts für sie aufzufinden wäre, gegen den ihr Gewissen nichts einzuwenden hätte. Aber nachdem sie alle Müglichkeiten durchdacht hatten, so sagten sie Beide mit Entschlossenheit: „Nein, das Geld gehört nun einmal nicht unser, wir wollen uns nach wie vor ehrlich nähren und fleißig sein, das wird uns mehr Segen bringen als dieses Geld.“ „In Gottes Namen! sagte der Mann, — ich will nun die Kanne holen und dann zum Herrn Pfarrer gehen, und ihn um Rath fragen, wohin ich den Schatz zu liefern habe?“ Er that es, der Pfarrer sah den Mann verwundert an, und sagte endlich mit frommer Nührung: „Frommer, redlicher Mann, ihr handelt recht. Gottes Segen wird euch nicht fehlen. Leicht ist es möglich, daß sich Jemand findet, der Ansprüche an das Geld hat; wo nicht, so gehört es dem Fürsten. Damit ihr aber selbst zu ihm kommet, so will ich euch einen Brief an den Hofprediger mitgeben.“

Des folgenden Morgens nun machte sich Adolf mit seinem Schatze auf nach der Hauptstadt; er hatte einen Weg von 6 Stunden dahin zu gehen. Als der Hofprediger den Brief gelesen hatte, betrachtete er den Mann mit Achtung und Liebe, führte ihn zum Fürsten, und stellte ihn vor mit den Worten: „Hier bringe ich Euer Durchlaucht einen gemeinen Bürger, aber der Seele nach einen ächten Edelmann.“ Adolf erzählte nun treu und einfältig die ganze Sache, zog seine Kanne hervor, und stellte sie vor den Fürsten. Man kamen die Hofleute zusammen und betrachteten das Geld. Es war aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, ungefähr 80 0 fl. in lauterem Gold. Adolf's Redlichkeit erndtete viele Lobsprüche. Der Fürst aber schenkte ihm zwanzig Dukaten und versicherte ihn seines fortwährenden gnädigen Andenkens.

Heiter, wie der sein kann, der in einer gefährlichen Versuchung ein gutes Gewissen bewahrt hat, ging Adolf heim, zeigte seinem Weibe die zwanzig Dukaten und sagte: „Siehe, dieses Geld gehört von Rechtswegen unser, es wird uns mehr Segen bringen in unserer Haushaltung als jenes viele Gold.“

Der Fürst ließ die Kanne reinigen. Da fand man noch auf dem Boden derselben ein Pergament, worauf geschrieben war: „Anno 1628 den 28. Juni in der Nacht hat das Geld in den schweren Kriegszelten hieher versteckt Hans von Hornberg auf Rosenborn. Wer es findet, der gebe es mir oder meinen Erben wieder; wer das nicht thut, der wird keinen Segen haben. — Der Fürst befahl, im Archiv in den Brieffschaften nachzusehen; — „ich weiß nicht anders, als daß meine Vorfahren die Brieffschaften mit dem Gute bekommen haben; da findet

man vielleicht Nachrichten, wo diese Familie hingekommen ist.“ Der Fürst hatte nämlich das Hornbergische Gut im Besitze. Es war ein großes, schönes Rittergut. Der Urgroßvater des Fürsten hatte es an sich gezogen, weil Niemand mehr von der Hornbergischen Familie da war. Das Alles fand man auch im Archive. Nun lag noch ein Packet Briefe da, das war voll Schimmel; doch las man außen darauf: „Hornbergische Familien-Nachrichten.“

Als dieses Packet geöffnet wurde, fand man, daß Hans von Hornberg im dreißigjährigen Kriege getödtet worden sei, daß die Kaiserlichen das Schloß verwüestet hätten, daß die Wittwe mit ihren Kindern nach Dänemark gezogen sei, und daß ihr ältester Sohn Hans Dietrich geheissen habe. Ferner fand sich eine Rechnung, daß der Hornbergische Amtmann Klaus Dilsen der Wittwe und ihren Kindern jährlich noch 200 fl. nach Dänemark geschickt habe. Dabei fand sich die Nachricht, daß der Amtmann dieses im Jahr 1640 nicht mehr gekonnt habe, wegen der schlechten Zeiten, und weil das Gut nicht mehr eintragen wollte. Auch lag noch ein Brief da, welchen die Wittwe um diese Zeit an den Amtmann geschrieben hatte, worin sie klagt, wie schlecht es ihr gehe; daß ihr Sohn, Hans Dietrich, sich an ein Bauerinnädchen vererathet habe, und daß der Wohlstand ihrer Familie ganz zu Grunde gerichtet sei. Dieß war der letzte Brief in dem Packete; weitere Nachrichten fand man nicht.

Als der Fürst dieß alles durchgesehen hatte, befahl er, nach Dänemark zu schreiben, und sich dort zu erkundigen, ob nicht noch Jemand von der Familie leb. Man erhielt die Nachricht, daß Hans Dietrich ein ehrlicher Bauer gewesen, der sich ordentlich genährt habe, und im Jahr 1692 gestorben sei. Sein Sohn, Friedrich Hornberg, habe sich in's Haus und auf's Gut verheirathet und sei im Jahr 1740 gestorben. Dessen ältester Sohn habe als Bauer den nämlichen Bauernhof besessen; er und seine Frau seien aber stets kränklich gewesen, hätten das Gut sehr verschuldet hinterlassen, und seien früh gestorben. Ihr einziger Sohn sei nach Deutschland in's Fürstenthum Baireuth gezogen und wohne daselbst als Bauer. Der Fürst wanderte sich; denn das Fürstenthum Baireuth war sein eigenes Land. Nun ließ er in allen Kirchen bekannt machen: „Wer aus Dänemark herkamme und sich Hornberg nenne, der möche an einem bestimmten Tage auf dem Rathhause der Hauptstadt erscheinen. Niemand am Hofe dachte an den Ueberbringer des Schatzes, der sich doch auch Hornberg nannte. Adolf war wie gewöhnlich in der Kirche. Er hörte und wunderte sich hoch, denn er hieß Hornberg, und stammte wirklich von Dänemark her. „Was mag das bedeuten?“ dachte er, und machte sich an dem bestimmten Tage auf, und wanderte nach der Ne-

Ident. Er trat in die Kanzlei, nannte seinen Namen und Abkunft, und fragte, was die Herren zu befehlen hätten? Lange sah ihn der Kanzleidirektor schweigend an; endlich fragte er: „Seid ihr denn nicht der Mann, der den Schatz gefunden hat?“ — „Ja, der bin ich!“ — Der Kanzleidirektor: „Das ist sonderbar; kommt um 11 Uhr auf's Schloß zum Fürsten!“

Adolf erschien. „Das ist ja der Mann, der das Gold gefunden hat, sagte der Fürst freundlich — was wollt ihr, Freund?“ Adolf: „Ich habe in der Kirche vernommen, wer Hornberg heiße und aus Dänemark herkomme, soll sich heute in der Kanzlei stellen. Ich heiße Adolf Hornberg und komme aus Dänemark. Der Herr Kanzleidirektor befehl mir, hier vor Euer Durchlaucht zu erscheinen.“ — „Wißt ihr nichts von eurer Familie?“ fragte der Fürst in sichtbarer Bewegung. — „Ich habe, — antwortete Adolf — wohl von meinem Vater gehört, daß wir aus einer adeligen Familie aus Dänemark herkommen, und daß meines Urgrosvaters Vater Hans von Hornberg geheissen habe und der letzte Adelige gewesen sei. Wo sie aber gewohnt haben, weiß ich nicht.“ Er nannte nun die Namen seiner Vorfahren bis auf Hans von Hornberg. Der Fürst fragte nach seinem Taufnamen. Er überreichte ihn. Als ihn der Fürst durchgesehen hatte, warf er einen Blick zum Himmel, nahm die Hand des redlichen Adolfs und sagte: „Herrlich sind die Wege der Vorsehung! Adolf Hornberg! der Schatz, den ihr gefunden und mir so redlich überbracht habt, gehört euch von Gottes- und Rechtswegen. Das Gut Rosendorn, das ich bisher besaß, gehört euer von Gottes- und Rechtswegen. Es hat anfangs nur 600 fl. getragen, jetzt trägt es 1500 fl. Wenigstens 60,000 fl. bin ich euch schuldig, denn die haben wir bisher von dem Gute genossen; die muß ich euch herauszahlen von Gottes- und Rechtswegen.“ — Adolf stand vor dem Fürsten und weinte laut. „Nichte! nichts! behaltet Euer Durchlaucht Alles!“ — schluchzte er.

„Gott soll mich behüten, daß ich euer Erbe behalte!“ erwiederte der Fürst.

Er ließ ihm nun die silberne Kanne mit dem Golde zurückgeben, trat ihm das Gut Rosendorn ab und ließ seinen Adel beim Kaiser erneuern. Adolf nahm Alles mit gerühmtem Dank gegen Gott an, aber von Zurückzahlung der 60,000 fl. wollte er durchaus nichts hören. Als ihn der Fürst durchaus nicht zur Annahme derselben bewegen konnte, so dankte er ihm dafür, als für ein Geschenk. Adolf hatte nun den Gipfel des Glücks erstiegen, von dem seine Vorfahren herabgestürzt waren. Aber er behielt den frommen, demüthigen Sinn, war ein Wohlthäter der Armen, und zeigte nebst seiner Frau, daß ihm dieses Glück nicht zum Schaden der Seele gereichte. Sein letzter Hauch war Dank gegen Gott!

Der geladene Stock.

Ein armer polnischer Jude ging durch einen Wald. Ein Wolf kam auf ihn los. Verdutzt, erschrocken hielt der arme Jude ihm seinen Wanderstock entgegen, und glücklicherweise schoß ein lauernder Jäger hinter ihm nach dem Wolfe, der getroffen



todt hinfiel. „Gott's Wander!“ schrie der arme Jude, der den Jäger nicht sah, und bloß den Schuß hörte, „hob sich den Stock doch scham zwanzig Jahr, und hob nit gewiss, douß er geladen is.“

Schöne Bestätigung.

In einer Münchener Zeitung stand kürzlich folgende Mittheilung: „In Nymphenburg erschoss sich gestern eine Hofdame aus Liebegram.“ In der folgenden Nummer dieser Zeitung stand aber folgende Berichtigung zu lesen: „Unsere gestrige Selbstmördernotiz bestätigt sich dahin, daß nicht zu Nymphenburg, sondern zu Tegernsee, und nicht eine Hofdame, sondern ein Steuereinnnehmer, und nicht aus Liebegram, sondern wegen Schulden sich nicht erschossen hat, sondern davon gelaufen ist.“ Schöne Bestätigung!“

Sprichwörter.

Wer selbst geht,
Den betrügt der Bote nicht.

Handeln in Eile
Bereußt Du mit Weile.

Schlechter Werkmeister findet nirgends
gutes Werkzeug.